

barenschönheit erzählen. Nein, du mußt jetzt gehn. Ich brauche diese Morgenstunde noch für einen andern.“

„Für einen andern!“ rief Alexandros zurücktretend. „So ist es wahr, was man leise zischelt in den Gynäceen, in den Bädern von Byzanz? Du ewig Ungetreue hast —“

„Eifersüchtig darf ein Freund Theodoras nicht sein!“ lachte die Kaiserin. Es war kein schönes Lachen. „Aber für diesmal sei unbesorgt — du sollst ihm selbst begegnen. Geh.“

Galatea ergriff ihn an der Schulter und drehte den Widerstrebenden ohne weiteres hinter die Statue und zur Türe hinaus.

Theodora setzte sich nun aufrecht, das faltige Untergewand mit dem Gürtel schließend.

Achtzehntes Kapitel.

Sogleich kam Galatea wieder zum Vorschein mit einem kleinen gebückten Mann, der viel älter aussah als seine vierzig Jahre. Kluge, aber allzu scharfe Züge, das stechende Auge, der bartlose eingeknickte Mund: — alles machte den Eindruck unangenehmer Pfiffigkeit.

Theodora nickte leicht auf seine kriechende Verbeugung; Galatea begann ihr die Augenbrauen zu malen.

„Kaiserin,“ hob der Alte ängstlich an, „ich staune über deine Kühnheit. Wenn man mich hier sähe! Die Klugheit von neun Jahren wäre durch einen Augenblick vereitelt.“

„Man wird dich aber nicht sehen, Petros,“ sagte Theodora ruhig. „Diese Stunde ist die einzige, da ich vor der zudringlichen Zärtlichkeit Justinians sicher bin. Es ist seine Beststunde. Ich muß sie ausbeuten, so gut ich kann. Gott erhalte ihm seine Frömmigkeit! Galatea, den Frühwein. Wie? Du fürchtest doch nicht, mich mit diesem gefährlichen Verführer allein zu lassen?“ Die Alte ging mit häßlichem Grinsen und kam gleich zurück,

einen Henkelkrug süßen gewärmten Chierweins in der einen Hand, Becher mit Wasser und Honig in der andern.

„Ich konnte heute unsere Unterredung nicht, wie gewöhnlich, in der Kirche veranstalten, wo du in dem dunkeln Beichtstuhl einem Priester täuschend ähnlich siehst. Der Kaiser wird dich noch vor der Kirchenzeit zu sich bescheiden, und du mußt zuvor genau unterrichtet sein.“

„Was ist zu tun?“

„Petros,“ sagte Theodora, sich behaglich zurücklehrend und langsam das süße Getränk schlürpfend, das Galatea mischte, „heute kam der Tag, der unsere langjährige Mühe und Klugheit lohnen und dich zum großen Mann machen wird.“

„Zeit wär' es,“ meinte der Rhetor.

„Nur nicht ungeduldig, Freund. (Galatea, etwas mehr Honig.) Um dich für das heutige Geschäft in die rechte Stimmung zu versetzen, wird es gut sein, dich an das Vergangene, an die Entstehungsart unserer — Freundschaft zu erinnern.“

„Was soll das? Wozu ist das nötig?“ sagte der Alte unbehaglich.

„Zu mancherlei. Also. Du warst der Better und Anhänger meines Todfeindes Narses. Folglich auch mein Feind. Jahrelang hast du im Dienste deines Betters mir entgegengearbeitet, mir wenig geschadet, dir selbst aber noch weniger genügt. Denn Narses, dein tugendhafter Freund, setzt seine Ehre und seine Schlauheit darein, nie etwas für seine Verwandten zu tun, daß man ihn nie, wie die andern Höflinge dieses Reiches, des Nepotismus zeihen könne.

Aus lauter Vorsicht und eitel Tugend ließ er dich unbefördert. Du darbstest und bliebst einfacher Schreiber. Aber ein feiner Kopf wie du weiß sich zu helfen. Du fälschtest, du verdoppeltest die Steuerauschriften des Kaisers. Die Provinzen zahlten neben der von Justinian verlangten noch eine zweite Steuer, die Petros und die Steuererheber untereinander teilten. Eine Weile ging das vortrefflich. Aber einmal —“

„Kaiserin, ich bitte dich —“

„Ich bin gleich zu Ende, Freund. Aber einmal hattest du das Unglück, daß einer von den neuen Steuerboten die Gunst der Kaiserin höher anschlug als den von dir verheißnen Teil der Beute. Er ging auf deinen Antrag ein, ließ sich die Urkunde von dir fälschen und — brachte sie mir.“

„Der Elende,“ murrte Petros.

„Ja, es war schlimm,“ lächelte Theodora, den Becher wegstellend. „Ich konnte jetzt meinem boshafsten Feind, dem Vertrauten des verhassten Eunuchen, den schlauen Kopf vor die Füße legen, und ich muß gestehen: es lästete mich sehr danach, sehr! Aber ich opferte die kurze Rache einem großen, dauernden Vorteil. Ich rief dich zu mir und ließ dir die Wahl, zu sterben oder fortan mir zu dienen. Du warst gütig genug, das letztre zu wählen, und so haben wir, vor der Welt nach wie vor die heftigsten Feinde, insgeheim seit Jahren zusammen gewirkt: du hast mir alle Pläne des großen Narses im Entstehen verraten, und ich hab' es dir wohl vergolten: du bist jetzt ein reicher Mann.“

„Oh, nicht der Rede wert.“

„Bitte, Undankbarer, das weiß mein Schatzmeister besser. Du bist sehr reich.“

„Wohl, aber ohne Rang und Würde. Meine Studiengenossen sind Patrizier, Präfecten, große Herren in Morgen- und Abendland: so Cethegus in Rom, Prokopius in Byzanz.“

„Geduld. Vom heut'gen Tage an wirst du die Leiter der Ehren rasch erklimmen. Ich mußte doch immer etwas zu geben behalten. Höre: du gehst morgen als Gesandter nach Ravenna.“

„Als kaiserlicher Gesandter?“ rief Petros freudig.

„Durch meine Verwendung. Aber das ist nicht alles.“

Du erhältst von Justinian ausführliche Anweisungen, das Gotenreich zu verderben, Belisar den Weg nach Italien zu bahnen.“

„Diese Anweisungen — befolg' ich oder vereitl' ich?“

„Befolgst du. Aber du erhältst noch einen Auftrag, den dir Justinian ganz besonders ans Herz legen wird: die Tochter Theoderichs um jeden Preis aus der Hand ihrer Feinde zu retten und nach Byzanz zu bringen. Hier hast du einen Brief von mir, der sie dringend einladet, an meiner Brust ein Asyl zu suchen.“

„Gut,“ sagte Petros, den Brief einsteckend, „ich bringe sie also sofort hierher.“

Da schnellte Theodora wie eine springende Schlange vom Lager auf, daß Galatea erschrocken zurückfuhr.

„Bei meinem Zorn, Petros, nein. Dich send' ich deshalb. Sie darf nicht nach Byzanz, sie darf nicht leben.“

Bestürzt ließ Petros den Brief fallen. „O Kaiserin,“ flüsterte er — „ein Mord!“

„Still, Rhetor,“ sprach Theodora mit heiserer Stimme, und unheimlich funkelten ihre Augen. „Sie muß sterben.“

„Sterben? o Kaiserin, warum?“

„Warum? das hast du nicht zu fragen. Doch halt: — du sollst es wissen, es gibt deiner Feigheit einen Sporn — wisse —“ und sie faßte ihn wild am Arme und raunte ihm ins Ohr: „Justinian, der Verräter, fängt an, sie zu lieben.“

„Theodora!“ rief der Rhetor erschrocken und trat einen Schritt zur Seite.

Die Kaiserin sank auf die Kline zurück.

„Aber er hat sie ja nie gesehen!“ stammelte sich fassend Petros.

„Er hat ihr Bild gesehen: er träumt bereits von ihr, er glüht für dieses Bild.“

„Du hast nie eine Rivalin gehabt.“

„Ich werde dafür wachen, daß ich keine erhalte.“

„Du bist so schön.“

„Amalastwintha ist jünger.“

„Du bist so klug, bist seine Beraterin, die Vertraute seiner geheimsten Gedanken.“

„Das eben wird ihm lästig. Und“ — sie ergriff wieder seinen Arm — „merke wohl: sie ist eine Königstochter! eine geborne Herrscherin, ich des Löwenwärters plebejisch Kind. Und — so wahnwitzig lächerlich es ist! — Justinian vergißt im Purpurmantel, daß er des dardanischen Ziegenhirten Sohn. Er hat den Wahnsinn der Könige geerbt, er, selbst ein Abenteuerer: er faselt von angeborener Majestät, von dem Mysterium königlichen Bluts. Gegen solche Grillen hab' ich keinen Schutz: von allen Weibern der Erde fürchte ich nichts: aber diese Königstochter — —“

Sie sprang zürnend auf und ballte die kleine Hand.

„Hüte dich, Justinian!“ sagte sie, durch Gemach schreitend. „Theodora hat mit diesem Auge, mit dieser Hand Löwen und Tiger bezaubert und beherrscht: laß sehen, ob ich nicht diesen Fuchs im Purpur in Treue erhalten kann.“ Sie setzte sich wieder.

„Kurz, Amalastwintha stirbt,“ sagte sie, plötzlich wieder kalt geworden.

„Wohl,“ erwiderte der Rhetor, „aber nicht durch mich. Du hast der blutgewohnten Diener genug. Sie sende; ich bin ein Mann der Rede. —“

„Du bist ein Mann des Todes, wenn du nicht gehorchst. Gerade du, mein Feind, mußt es tun: keiner meiner Freunde kann es ohne Verdacht.“

Theodora,“ mahnte der Rhetor, sich vergessend, „die Tochter des großen Theoderich ermorden, eine geborne Königin —“

„Ja,“ lachte Theodora grimmig, „auch dich Armseligen blendet die geborne Königin. Narren sind die Männer alle, noch mehr als Schurken! Höre, Petros, an dem Tage, da die Todesnachricht aus Ravenna eintrifft, bist du Senator und Patricius.“

Wohl blißte des Alten Auge. Aber Feigheit oder Gewissensangst war doch mächtiger als der Ehrgeiz. „Nein,“ sagte er entschlossen, „lieber lasse ich den Hof und alle Pläne.“

„Das Leben läßt du, Glender!“ rief Theodora zornig. „Oh, du wähnstest, du seiest frei und ungefährdet, weil ich damals vor deinen Augen die gefälschte Urkunde verbrannt? Du Tor! es war die rechte nicht! Sieh her — hier halte ich dein Leben.“

Und sie riß aus einer Capsula voller Dokumente ein vergilbtes Pergament. Sie zeigte es dem Erschrocknen, der jetzt willenlos in die Knie brach.

„Befiehl,“ stammelte er, „ich gehorche.“

Da pochte man an die Haupttüre.

„Hinweg,“ rief die Kaiserin. „Hebe meinen Brief an die Gotenfürstin vom Boden auf und bedenk' es wohl: Patricius, wenn sie stirbt, Folter und Tod, wenn sie lebt. Fort.“

Und Galatea schob den Betäubten durch den geheimen Eingang hinaus, drehte den bronzenen Justinian wieder an seine Stelle und ging, die Haupttür aufzutun.

Neunzehntes Kapitel.

Herein trat eine stattliche Frau, größer und von gröberem Formen als die kleine, zierliche Kaiserin, nicht so verführerisch schön, aber jünger und blühender, mit frischen Farben und ungekünstelter Art.

„Begrüßt, Antonina, geliebtes Schwesterherz! komm an meine Brust!“ rief die Kaiserin der tief sich Verbeugenden entgegen.

Die Gattin Belisars gehorchte schweigend.

„Wie diese Augengruben hohl werden!“ dachte sie, sich wieder aufrichtend.

„Was das Soldatenweib für grobe Knöchel hat!“ sagte die Kaiserin zu sich selbst, da sie die Freundin musterte. —

„Blühend bist du wie Hebe,“ rief sie ihr laut zu, „und wie die weiße Seide deine frischen Wangen hebt! Hast du etwas Neues mitzuteilen von — von ihm?“ fragte sie und nahm gleichgültig spielend vom Waschtisch ein gefürchtetes Werkzeug, eine

spitze Lanzette an einem Stäbchen von Elfenbein, mit welchem ungeschickte oder auch nur unglückliche Sklavinnen von der zürnenden Herrin oft zolltief in Schultern und Arme gestochen wurden.

„Heute nicht,“ flüsterte Antonina errötend, „ich hab' ihn gestern nicht gesehn.“

„Das glaub' ich,“ lächelte Theodora in sich hinein. „Oh, wie schmerzlich werd' ich dich bald vermissen,“ sagte sie, Antoninens vollen Arm streichelnd. „Schon in der nächsten Woche vielleicht wird Belisarius in See stechen und du, treueste aller Gattinnen, ihn begleiten. Wer von euren Freunden wird euch folgen?“

„Prokopius,“ sagte Antonina, „und“ — setzte sie, die Augen niederschlagend, hinzu — „die beiden Söhne des Boëthius.“

„Ah so,“ lächelte die Kaiserin, „ich verstehe. In der Freiheit des Lagerlebens hoffst du dich des schönen Jünglings ungestörter zu erfreuen, und indessen Held Belisarius Schlachten schlägt und Städte gewinnt —“

„Du errätst es. Aber ich habe dabei eine Bitte an dich. Dir freilich ward es gut. Alexandros, dein schöner Freund, ist zurück: er bleibt in deiner Nähe, und er ist sein eigener Herr, ein reifer Mann. Aber Anicius, du weißt es, der Jüngling, steht unter seines ältern Bruders Severinus strenger Hut. Nie würde dieser, der nur Rache an den Barbaren sinnt und Freiheits-schlachten, diese zarte — Freundschaft dulden. Er würde unsern Verkehr tausendfach stören. Deshalb tu' mir eine Liebe: Severinus darf uns nicht folgen. Wenn wir an Bord sind mit Anicius, halte den ältern Bruder in Byzanz zurück mit List oder Gewalt — du kannst es ja leicht — du bist die Kaiserin.“

„Nicht übel,“ lächelte Theodora. „Welche Kriegslisten! Man sieht, du lernst von Belisarius.“

Da erglühete Antonina über und über.

„Oh, nenne seinen Namen nicht. Und höhne nicht! Du weißt am besten, von wem ich gelernt, zu tun, worüber man erröten muß.“

Theodora schloß einen funkelnden Blick auf die Freundin.

„Der Himmel weiß,“ fuhr diese fort, ohne es zu beachten, „Belisar selbst war nicht treuer als ich, bis ich an diesen Hof kam. Du warst es, Kaiserin, die mich gelehrt, daß diese selbstischen Männer, von Krieg und Staat und Ehrgeiz erfüllt, uns, wenn sie einmal unsre Eheherrn, vernachlässigen, uns nicht mehr würdigen, wann sie uns besitzen. Du hast mich gelehrt, wie es keine Sünde, kein Unrecht sei, die unschuldige Huldigung, die schmeichelnde Verehrung, die der tyrannische Gemahl versagt, von einem noch hoffenden und deshalb noch dienenden Freunde hinzunehmen. Gott ist mein Zeuge, nichts andres als diesen süßen Weibrauch der Huldigung, den Belisar versagt, und den mein eitles, schwaches Herz nicht missen kann, will ich von Anicius.“

„Zum Glück für mich wird das sehr bald langweilig für ihn,“ sagte Theodora zu sich selbst.

„Und doch — schon dies ist ein Verbrechen, fürcht' ich, an Belisar. Oh, wie ist er groß und edel und herrlich. Wenn er nur nicht allzugroß wäre für dies kleine Herz.“ — Und sie bedeckte das Antlitz mit den Händen.

„Die Erbärmliche,“ dachte die Kaiserin, „sie ist zu schwach zum Genuß wie zur Tugend.“

Da trat Agave, die hübsche junge Thessalierin, ins Gemach mit einem großen Strauß herrlicher Rosen.

„Von ihm,“ flüsterte sie der Herrin zu. — „Von wem?“ fragte diese. Aber jetzt sah Antonina auf, und Agave winkte warnend mit den Augen.

Die Kaiserin reichte Antoninen den Strauß, sie zu beschäftigen, „bitte, stell' ihn dort in die Marmorvase.“

Während die Gattin Belisars den Rücken wendend gehorchte, flüsterte Agave: „Nun, von ihm, den du gestern den ganzen Tag hier versteckt gehalten: — von dem schönen Anicius —“ setzte das holde Kind errötend bei.

Aber kaum hatte sie das unvorsichtige Wort gesagt, als sie

laut schreiend nach ihrem linken Arme griff. Die Kaiserin schlug sie mit der noch blutigen Lanzette ins Gesicht. „Ich will dich lehren, Augen haben, ob Männer schön sind oder häßlich,“ flüsterte sie grimmig. „Du läßt dich in die Spinnstube sperren auf vier Wochen — sogleich — und zeigst dich nie mehr in meinen Vorzimmern. Fort!“

Weinend ging das Mädchen, ihr Haupt verhüllend.

„Was hat sie getan?“ fragte Antonina sich wendend.

„Das Riechfläschchen fallen lassen,“ sagte Galatea rasch, ein solches von dem Teppich aufhebend. — „Herrin, dein Haar ist fertig.“

„So laß die Ankleiderinnen ein und wer sonst im Vorsaal. — Willst du einstweilen in diesen Versen blättern, Antonina? Es sind die neuesten Gedichte des Arator, 'über die Taten der Apostel', gar erbaulich zu lesen! Zumal hier, die Steinigung des heiligen Stephanos! Aber lies und sprich sein Urtheil.“

Galatea öffnete weit die Türe des Haupteingangs: ein ganzer Schwarm von Sklavinnen und Freigelassenen wogte herein. Die einen besorgten das Hinausträumen der gebrauchten Toilettegeräte, andre räucherfen mit Kohlenpfännchen und sprengten aus schmalhalsigen Fläschchen Balsam durch das Gemach. Die meisten aber waren um die Person der Kaiserin beschäftigt, die jetzt ihren Anzug vollendete. Galatea nahm ihr den Rosaüberwurf ab. „Berenike,“ rief sie, „die milesische Tunika mit dem Purpurstreif und der goldnen Falbel: es ist Sonntag heute.“

Während die erfahrene Alte, die allein das Haar der Kaiserin berühren durfte, die kostbare Goldnadel, mit der Venusgemme im Knopf, künstlich in die Knoten des Hinterhauptes schob, fragte die Kaiserin: „Was gibt es Neues in der Stadt, Delphine?“

„Du hast gesiegt, o Herrin!“ antwortete die Befragte, mit den Goldsandalen niederkniend. „Deine Farbe, die Blauen, haben gestern im Zirkus gesiegt über die Grünen zu Ross und Wagen.“

„Triumph!“ frohlockte Theodora, „eine Wette von zwei Zentnaren Gold, — es ist mein. — Nachrichten? woher? aus Italien?“ rief sie einer eben mit Briefen eintretenden Dienerin entgegen.

„Jatwohl, Herrin, aus Florentia von der Gotesfürstin Gothelindis, ich kenne das Gorgonensiegel: und von Silverius, dem Diakon.“

„Gib,“ sagte Theodora, „ich nehme sie mit in die Kirche. Den Spiegel, Elpis.“ — Eine junge Sklavin trat vor mit einer ovalen drei Fuß langen Platte von glänzend poliertem Silber in einem reich mit Perlen besetzten Goldrahmen und getragen von einem starken Fuß von Elfenbein. Die arme Elpis hatte harten Dienst. Sie mußte während der Vollendung des Ankleidens die schwere Platte bei jeder Bewegung der unruhigen Herrin sofort dermaßen drehen, daß diese sich ununterbrochen darin beschauen konnte, und weh ihr, wenn sie einer Wendung zu spät nachfolgte.

„Was gibt es zu kaufen, Zephyris?“ fragte die Kaiserin eine dunkelfarbige libysche Freigelassene, die ihr eben die zahme Hauschlange, die in einem Körbchen auf weichem Moose ruhte, zur Morgenliebkoßung reichte.

„Ach, nicht viel Besondres,“ sagte die Libyerin, — „komm, Blauke,“ fuhr sie fort, indem sie die blendend weiße, golddurchwirkte Chlamys aus der Kleiderpresse nahm und sorgfältig auf den Armen ausgebreitet hielt, bis die Gerufene ihr sie abnahm, mit einem Wurf der Kaiserin in den schönsten Falten über die Schulter schlug, mit dem weißen Gürtel zusammenfaßte und das eine Ende mit einer Goldspange, die einst die Taube der Venus, jetzt aber im Gegenteile den heiligen Geist darstellte, über der weißen Achsel befestigte. Blauke, die Tochter eines athenischen Bildhauers, hatte jahrelang den Faltenwurf studiert, war deshalb von der Kaiserin um viele tausend Solidi angekauft worden und hatte den ganzen Tag über nur dies einzige Geschäft.

„Duftige Seifenkugeln aus Spanien,“ berichtete Zephyris, „sind wieder frisch angekommen. Ein neues milesisches Märchen ist erschienen, und der alte Ägypter ist wieder da,“ setzte sie leiser hinzu, „mit seinem Nilwasser. Er sagt, es helfe unfehlbar. Die Perserkönigin, die acht Jahre kinderlos — —“

Seufzend wandte sich Theodora ab, ein Schatte flog über das glatte Gesicht. „Schick' ihn fort,“ sagte sie, „diese Hoffnung ist vorüber.“ —

Und es war einen Augenblick, als wollte sie in trübes Sinnen versinken.

Aber sich aufraffend trat sie, Galateen winkend, zu ihrem Lager zurück, nahm den zerdrückten Eppichkranz, der auf ihrem Kopfkissen lag, und gab ihn der Alten mit den gestüßerten Worten: „für Anicius, schick' es ihm zu. — Den Schmuck, Erigone!“ Diese, von zwei andern Sklavinnen unterstützt, trug mühsam die schwere Kiste von Erz herbei, deren Deckel, in getriebnen Figuren die Werkstätte des Vulcanus darstellend, mit dem Siegel der Kaiserin an die Lade befestigt war. Erigone zeigte, daß das Siegel unverletzt, und schlug den Deckel auf: neugierig stellte sich da manches Mädchen auf die Fußspitzen, einen Blick von den schimmernden Schätzen zu erhaschen. „Willst du noch die Sommerringe, Herrin?“ fragte Erigone. — „Nein,“ sprach Theodora wählend, „die Zeit dafür ist um. Gib mir die schwereren, die Smaragden.“ Erigone reichte ihr Ohrringe, Fingerring und Armband.

„Wie schön,“ sagte Antonina, von ihren frommen Versen aufsehend, „steht das Weiß der Perle zu dem Grün des Steins!“

„Es ist ein Schatzstück der Kleopatra,“ sagte die Kaiserin gleichgültig, „der Jude hat den Stammbaum der Perle eidlich erhärtet.“

„Aber du zögerst lange,“ erinnerte Antonina, „Justinians Goldsänfte harrte schon, als ich herauf kam.“

„Ja, Herrin,“ rief eine junge Sklavin ängstlich, „der

Sklave vor der Sonnenuhr sagte schon die vierte Stunde an. Cile, Herrin.“

Ein Stich mit der Lanzette war die Antwort. „Willst du die Kaiserin mahnen?“ Aber Antoninen flüsterte sie zu: „Man muß die Männer nicht verwöhnen: sie müssen immer auf uns warten, wir nie auf sie.“

Meinen Straußensächer, Thais. Geh, Jone, die kappadokischen Sklaven sollen an meine Sänfte treten.“

Und sie wandte sich zum Gehen. „O Theodora,“ rief Antonina rasch, „vergiß meine Bitte nicht.“

„Nein,“ sagte diese, plötzlich stehen bleibend, „gewiß nicht! Und damit du ganz sicher gehst,“ lächelte sie, „leg' ich's in deine eigne Hand. Meine Wachstafel und den Stift.“ Galatea brachte sie eilig. Theodora schrieb und flüsterte der Freundin zu: „Der Präsekt des Hafens ist einer meiner alten Freunde. Er gehorcht mir blind. Lies, was ich schreibe: An Aristarchos, den Präsekten, Theodora, die Kaiserin.“

Wenn Severius, des Boethius Sohn, das Schiff des Belisarius besteigen will, halt' ihn, nötigenfalls mit Gewalt, zurück und sende ihn hierher in meine Gemächer: er ist zu meinem Kämmerer ernannt. Ist's recht so, liebe Schwester?“ flüsterte sie.

„Tausend Dank,“ sagte diese mit leuchtenden Augen.

„Aber wie,“ rief die Kaiserin laut, plötzlich an ihren Hals fassend, „und die Hauptsache hätten wir vergessen? Mein Amulett, den Mercurius! Bitte, Antonina, dort liegt es.“ Hastig wandte sich diese, den kleinen goldnen Merkur, den besten Geleitmann, der an seidner Schnur an dem Bette der Kaiserin hing, zu holen. Inzwischen aber strich Theodora schnell das Wort „Severius“ mit dem Goldgriffel aus und schrieb dafür „Anicius“. Sie klappte das Täfelchen zusammen, umschnürte und siegelte es mit ihrem Venusring.

„Hier das Amulett,“ sagte Antonina zurückkommend.

„Und hier der Befehl!“ lächelte die Kaiserin. „Du magst ihn selbst im Augenblick der Abfahrt an Aristarchos übergeben. Und jetzt,“ rief sie, „jetzt auf: in die Kirche.“

Zwanzigstes Kapitel.

In Neapolis, derjenigen Stadt Italiens, über welcher die zu Byzanz aufsteigenden Wetterwolken sich zuerst entladen sollten, ahnte man nichts von einer drohenden Gefahr. Da wandelten damals Tag für Tag an den reizenden Hängen, welche nach dem Posilipp führen, oder an den Uferhöhen im Südosten der Stadt, in vertrautem Gespräch, alle Wonnen jugendlich begeisterter Freundschaft genießend, zwei herrliche Jünglinge, der eine in braunen, der andre in goldnen Locken: die Dioskuren, Julius und Totila.

Die schöne Zeit, da es die reine Seele, umweht von der frischen Morgenluft des Lebens, noch unenttäuscht und unermüdet, trunken von der Fülle stolzer Träume, drängt, hinüberzufluten in ein gleich junges, gleich reiches, gleich überschwengliches Gemüt. Da stärkt sich der Vorsatz zu allem Edelsten, der Aufschwung zu dem Höchsten, der Flug bis in die lichte Nähe des Göttlichen wird in der Mitteilung gewagt, in der seligen Gewißheit, verstanden zu sein.

Wenn der Blütenkranz in unsren Locken gewelkt ist und die Ernte unsres Lebens beginnt, mögen wir lächeln über jene Träume der Jünglingszeit und Jünglingsfreundschaft; aber es ist kein Lächeln des Spottes; es ist ein Ausdruck von jener Wehmuth, mit der wir in nüchterner Herbstluft der süßen, berauschen- den Lüfte des ersten Frühlings gedenken. —

Der junge Gote und der junge Römer hatten sich gefunden in der glücklichsten Zeit für einen solchen Bund, und sie ergänzten sich wunderbar. Totilas sonnige Seele hatte den vollen Schmelz der Jugend bewahrt: lachend sah er in die lachende

Welt: er liebte den Menschen, und der Glanz seines wohlwollenden Wesens gewann ihm leicht und rasch alle Herzen. Er glaubte nur an das Gute und des Guten Sieg: traf er das Böse, das Gemeine auf seinem Pfad, so trat er es mit dem heilig lodernden Zorn eines Erzengels in den Staub: durch seine sanfte Natur brach dann, den Helden verrathend, die gewaltige Kraft, die in ihr ruhte, und nicht eher ließ er ab, bis das verhaßte Element aus seinem Lebenskreise getilgt war. Aber im nächsten Augenblick war dann die Störung wie überwunden so vergessen, und harmonisch wie seine Seele fühlte er ringsum Welt und Leben. Stolz und froh empfand er die Vollkraft seiner Jugend, und jauchzend drückte er das goldne Dasein an die Brust. Singend schritt er durch die wimmelnden Straßen von Neapolis, der Abgott der Mädchen, der Stolz seiner göttischen Waffenfreunde, wie ein Gott der Freude, beglückend und beglückt.

Der helle Zauber seines Wesens theilte sich selbst der stilleren Seele seines Freundes mit. Julius Montanus, zart und sinnig angelegt, eine fast weibliche Natur, früh verwaisst und von Cethegus' hochüberlegnem Geist eingeschüchtert, in Einsamkeit und unter Büchern aufgewachsen, von der trostlosen Wissenschaft jener Zeit mehr belastet als gehoben, sah das Leben ernst, fast wehmütig an. Ein Zug zur Entsagung und die Neigung, alles Bestehende an dem strengen Maß übermenschlicher Vollendung zu messen, lag in ihm und mochte sich leicht bis zur Schwermuth verdüstern. Zur glücklichen Stunde fiel Totilas sonnige Freundschaft in seine Seele und erhellte sie bis in ihre tiefsten Falten so mächtig, daß seine edle Natur auch von einem schweren Schlage sich wieder elastisch aufrichten konnte, den eben diese Freundschaft auf sein Haupt ziehen sollte.

Hören wir ihn selbst darüber an den Präsekten berichten:

„Cethegus, dem Präsekten, Julius Montanus.

Die kaltherzige Antwort, die du auf den warmgefühlten Bericht von meinem neuen Freundschafts-Glück erteilst, hat

mir zuerst — gewiß gegen deine Absicht — sehr wehe getan, später aber das Glück eben dieser Freundschaft erhöht, freilich in einer Weise, welche du weder ahnen noch wünschen konntest.

Der Schmerz durch dich hat sich bald in Schmerz um dich verwandelt. Wollte es mich anfangs kränken, daß du meine tiefste Empfindung als die Schwärmerei eines kranken Knaben behandeltest und die Heiligtümer meiner Seele mit bitterem Spott antasteten wolltest — nur wolltest, denn sie sind unantastbar, — so ergriff mich doch statt dessen bald das Gefühl des Mitleids mit dir. Wehe, daß ein Mann wie du, so überreich an Kräften des Geistes, darbest an den Gütern des Herzens. Wehe, daß du die Wonne der Hingebung nicht kennst und jene opferfreudige Liebe, die ein von dir mehr verspotteter als verstandener Glaube, den mir jeder Tag des Schmerzes näher bringt, die *caritas*, die Nächstenliebe, nennt: Wehe dir, daß du das Herrlichste nicht kennst! Vergib die Freiheit dieser meiner Rede: ich weiß, ich habe noch nie in solchen Worten zu dir gesprochen: aber erst seit kurzem bin ich, der ich bin. Vielleicht nicht ganz mit Unrecht hat noch dein letzter Brief Spuren von Knabenhaftigkeit an mir gezeigelt. Ich glaube, sie sind seitdem verschwunden, und ein Verwandelter sprech' ich zu dir. Dein Brief, dein Rat, deine ‚Arznei‘ hat mich allerdings zum Manne gereift, aber nicht in deinem Sinn und nicht nach deinem Wunsch. Schmerz, heiligen, läuternden Schmerz hat er mir gebracht, er hat diese Freundschaft, die er verdrängen sollte, auf eine harte Probe gestellt, aber, der Güte Gottes sei's gedankt, er hat sie im Feuer nicht zerstört, sondern gehärtet für immer.

Höre und staune, was der Himmel aus deinen Plänen geschaffen hat.

Wie wehe mir dein Brief getan, — in alter Gewohnheit des Gehorsams befolgte ich alsbald seinen Auftrag und suchte deinen Gastfreund auf, den Purpurhändler Valerius Procillus. Er hatte bereits die Stadt verlassen und seine reizende Villa bezogen. Ich fand an ihm einen vielerfahrenen Mann und einen

eifrigen Freund der Freiheit und des Vaterlandes: in seiner Tochter Valeria aber ein Kleinod.

Du hattest recht prophezeit. Meine Absicht, mich gegen sie zu verschließen, zerschmolz bei ihrem Anblick wie Nebel vor der Sonne: mir war, Elektra oder Kassandra, Elölia oder Virginia stehe vor mir. Aber mehr noch als ihre hohe Schönheit bezauberte mich der Schwung ihrer unsterblichen Seele, die sich alsbald vor mir aufrat. Ihr Vater behielt mich sogleich als seinen Gast im Hause, und ich verlebte unter seinem Dach mit ihr die schönsten Tage meines Lebens. Die Poesie der Alten ist der Ather ihrer Seele.

Wie rauschten die Chöre des Aeschylus, wie rührend tönte Antigones Klage in ihrer melodischen Stimme; stundenlang lasen wir in Wechselrede, und herrlich war sie zu schauen, wann sie sich erhob im Schwunge der Begeisterung, wann ihr dunkles Haar, in freie Wellen gelöst, niederfloß und aus ihrem großen runden Auge ein Feuer blizte nicht von dieser Welt.

Und, — was ihr vielleicht noch tiefen Schmerz bereiten wird, — eine Spaltung, die durch all ihr Leben geht, gibt ihr den höchsten Reiz. Du ahnst wohl, was ich meine, da du seit Jahren das Schicksal ihres Hauses kennst. Du weißt wohl genauer als ich, wie es kam, daß Valeria schon bei ihrer Geburt von ihrer frommen Mutter einem ehelosen, einsamen Leben in Werken der Andacht geweiht, dann aber von ihrem reichen und mehr römisch als christlich gesinnten Vater um den Preis einer Kirche und eines Klosters, die er baute, losgekauft worden ist. Aber Valeria glaubt, daß der Himmel nicht totes Gold nehme für eine lebendige Seele: sie fühlt sich der Bande jenes Gelübdes nicht ledig, deren sie ewig, aber nur in Furcht, nicht in Liebe, gedenkt.

Denn du hattest recht, als du schriebst: sie sei durch und durch ein Kind der alten, der heidnischen Welt. Das ist sie, die echte Tochter ihres Vaters: aber doch kann sie der frommen Mutter entsagend Christentum nicht abtun: es lebt nicht in ihr als ein

Gegen, es lastet auf ihr als ein Fluch, als der unentrinnbare Zwang jenes Gelübdes. Diesen wunderfamen Zwiespalt, diesen verhängnisvollen Widerstreit trägt die edle Jungfrau im Gemüt: er quält sie, aber er veredelt sie zugleich.

Wer weiß, wie er sich lösen wird? der Himmel allein, der ihr Schicksal lenkt. Mich aber zieht dieser innere Kampf mit ernstern Schauern an: du weißt ja, daß in mir selbst der Christenglaube und die Philosophie in ungeklärter Mischung durcheinander wogen. Zu meinem Staunen hat in diesen Tagen des Schmerzes der Glaube zugenommen, und fast will mich bedünken, die Freude führe zu der heidnischen Weisheit, zu Christus aber der Schmerz und das Unglück.

Aber höre, wie der Schmerz über mich gekommen.

Anfangs, als ich diese Liebe in mir keimen sah, war ich froher Hoffnung voll. Valerius, vielleicht schon früher von dir für mich gewonnen, sah meine wachsende Neigung offenbar nicht ungern: vielleicht hatte er nur das an mir auszusehen, daß ich seinen Traum von der Wiederaufrichtung der römischen Republik nicht eifrig genug teilte und nicht seinen Haß gegen die Byzantiner, in denen er die Todfeinde seines Hauses wie Italiens sieht. Auch Valeria war mir bald freundschaftlich geneigt, und wer weiß, ob nicht damals die Verehrung gegen den Willen ihres Vaters und diese Freundschaft genügt hätten, sie in meine Arme zu führen. Aber ich danke, — soll ich sagen Gott oder dem Schicksal? — daß es nicht so kam: Valeria einer halb gleichgültigen Ehe opfern wäre ein Frevel gewesen. Ich weiß nicht, welches seltsame Gefühl mich abhielt, das Wort zu sprechen, das sie in jenen Tagen gewiß zu der Meinen gemacht hätte. Ich liebte sie doch so tief: — aber sooft ich mir ein Herz fassen und bei ihrem Vater um sie werben wollte, immer beschlich mich ein Gefühl, als tu' ich Unrecht an dem Gut eines andern, als sei ich ihrer nicht würdig oder doch nicht die ihr vom Schicksal zugedachte Hälfte ihrer Seele, und ich schwieg und bezähmte das pochende Herz.

Einstmals um die sechste Stunde — schwül brannte die Sonne rings auf Land und Meer — suchte ich Schatten in der kühlen Marmorgrotte des Gartens. Ich trat ein durch das Oleandergebüsch: da lag sie schlafend auf der weichen Rasenbank, die eine Hand auf dem leise wogenden Busen, der linke Arm unter dem edeln Haupt, das noch vom Frühstück her der schöne Asphodeloskranz schmückte. Ich stand bebend vor ihr: so schön war sie noch nie gewesen, ich beugte mich über sie und staunte die edeln, wie in Marmor gebildeten Züge an: heiß schlug mein Herz, ich beugte mich über sie, diese roten feingeschnittenen Lippen zu küssen.

Da fiel mir's plötzlich zentnerschwer aufs Herz: es ist ein Raub, was du begehen willst. Totila! rief unwillkürlich meine ganze Seele, und still, wie ich gekommen, schlich ich fort.

Totila! Was war er mir nicht früher eingefallen?

Ich machte mir Vorwürfe, den Bruder meines Herzens über dem neuen Glück fast vergessen zu haben.

Deine Prophezeiung, Cethegus, dachte ich, soll sich nicht erfüllen: diese Liebe soll mich dem Freunde nicht entfremden. Er soll Valeria sehen, gleich mir bewundern, meine Wahl lobpreisen, und dann, dann will ich werben, und Totila soll glücklich sein mit uns.

Andern Tages ging ich nach Neapolis zurück, ihn zu holen. Ich pries ihm den Schimmer des Mädchens, aber ich vermochte es nicht über mich, ihm von meiner Liebe zu sprechen. Er sollte sie sehen und alles erraten. Wir fanden sie bei unserer Ankunft nicht in den Zimmern der Villa. So führte ich Totila in den Garten — Valeria ist die eifrigste Pflegerin der Blumen — wir bogen, Totila voran, aus einem dichten Larysgang: da schimmerte uns ihre Erscheinung plötzlich entgegen: sie stand vor einer Statue ihres Vaters und kränzte sie mit frischgepflückten Rosen, die sie, hoch aufgehäuft in der Busensalte der Lunika, mit der Linken auf der Brust zusammenhielt.